

unser ganzes Leben tragenden Erkenntnissen mit freien Gewißheiten begnügen müssen, während uns in andern, weit weniger lebenswichtigen Dingen notwendige Gewißheiten von höchster Evidenzflle beschieden sind? Eine liebevolle Absicht der göttlichen Schpferweisheit läßt sich in dieser Fügung, wenn wir genauer zusehen, nicht verkennen. Gott will von uns freien Geschöpfen einen *freien Dienst*, der zugleich unser *Verdienst* sein kann und soll. Ist nun schon der Anfang dieses Gottesdienstes, die Anerkennung des Daseins Gottes und der Glaubensgrundlagen, eine freie sittliche Tat, dann ist unser Gottesdienst ein freier bis in seine tiefste Wurzel hinein, ohne daß er jedoch aufhört, ein *rationabile obsequium* zu sein. So ist dann auch unser Intellekt hineinbezogen in die Hingabe des ganzen Menschen an Gott, auch unser Denken bekennt sich tributpflichtig an die ewige Wahrheit und wird schließlich zum *sacrificium intellectus* nicht weniger, als unser Wollen zum *sacrificium voluntatis* wird. Erst im Dunkel des Glaubens, in dem wir die „latens Deitas“ umfassen, wird es so ganz ernst mit dieser letzten, vorbehaltlosen Auslieferung unser selbst an Gottes Wort und Wille:

Tibi se cor meum totum subicit,
Quia Te contemplans totum deficit.

(Schluß folgt.)

Die Frau im Dienste der kirchlichen Gemeinde zur Zeit der Apostel.

Von Prof. Dr P. Ketter, Trier.

Nicht nur aus der bitteren Notwendigkeit der Arbeitsteilung zur Entlastung des Seelsorgers steigt in wachsendem Maße die Erkenntnis auf, daß auch der Laie zur positiven Mitarbeit für das Reich Gottes berufen ist; es offenbart sich in der erhöhten Wertschätzung des Laienapostolates zugleich eine tiefere Einsicht in das Wesen der Kirche als eines übernatürlichen Organismus, als des mystischen Leibes Christi, dessen Glieder nach paulinischer Lehre alle berufen sind, zur gesunden Entwicklung und zum Wachstum des Ganzen in harmonischer Einheit beizutragen (1 Kor 12). Der einseitige Individualismus der letzten Vergangenheit hatte bei vielen auch den Kirchenbegriff verengt und verwirrt. Die Kirche Christi erschien

ihnen wie ein großer Verein, wie eine weltumspannende Organisation von Einzelwesen, weniger durch das innere Leben der Übernatur als durch das äußere Bekenntnis zusammengehalten. Die Pflicht der Mitverantwortung für die anderen kam dem Laien nicht immer hinreichend zum Bewußtsein; er glaubte sie ausschließlich der kirchlichen Behörde und den Priestern überlassen zu können.

Der Mahnruf des Heiligen Vaters an alle seine Kinder, freudig mit den geistlichen Führern Hand in Hand zu arbeiten, um den gefährlichen Laizismus, den klaffenden Riß zwischen Religion und Leben, zu schließen, hat hemmende Vorurteile bei Geistlichen und Laien weggeräumt. Der Familiencharakter der kirchlichen Gemeinde wird wieder stärker empfunden. Die Seelsorge wendet sich, nachdem auch im religiösen Vereinswesen zum Schaden der Mitglieder und Präsidien ein Höchstmaß von Spezialistentum erreicht und überschritten war, wieder mehr den Naturständen zu, die uns schon in den paulinischen „Haustafeln“ als die gegebene Gliederung der Gemeinde begegnen.

Der Umschwung führte von selbst zu einer höheren und gerechteren Bewertung *fräulicher Hilfe in der Reichgottesarbeit*. Allzu lange galten bei vielen die Frauen der Gemeinde als mehr oder weniger „inaktive Mitglieder“, als bloßer Gegenstand der Seelsorge, nicht als eigentliche Helferinnen, es sei denn in der Armenpflege. Und doch wird jeder christlichen Frauenseele ebenso wie dem Manne in der heiligen Firmung das Sakrament der Weihe zum Laienapostel gespendet.

Es brechen in all diesen wieder erwachenden Erkenntnissen urchristliche, apostolische Kraftquellen und Grundadern religiös-kirchlichen Lebens neu auf, die durch den Schutt der vergangenen rationalistischen und materialistischen Anschauungen weithin verdeckt waren. Darum heißt es keineswegs, unfruchtbaren Historismus treiben oder den Zeiger der Kirchengeschichte um 1900 Jahre zurückdrehen, wenn wir uns nach dem kirchlichen Leben der apostolischen Zeit umsehen, im besondern nach dem Dienst der Frau in der kirchlichen Gemeinde, um daraus etwas für unsere Tage zu lernen. Nicht alte Formen sollen erneuert werden. Das hieße, gegen Jesu Warnung neuen Wein in alte Schläuche füllen. Die Methoden mögen wechseln, der Geist darf sich nicht ändern.

Der Urkirche fehlten alle äußeren Machtmittel. Sie hat die Welt erobert durch die ihr allzeit innewohnenden

göttlichen Kräfte. Die Apostel konnten gegenüber der riesengroßen seelischen und oft auch leiblichen Not und bei der schier unübersehbaren Fülle von Aufgaben noch keine straff geordneten religiösen Organisationen aufrufen; aber es stellten sich ihnen opferfreudige, für die Sache Christi begeisterte Hilfskräfte aus den Reihen der Gläubigen zur Verfügung, nicht nur Männer, auch Frauen in großer Zahl.

Es gab Frauen voll tiefen Glaubens, deren empfängliche Seele sich nach rechter Gottesverehrung in der Gemeinschaft mit andern sehnte. Wie hat sich ihre Teilnahme und Mitwirkung am *Gottesdienst* gestaltet?

Es gab Frauen, in denen ein starkes Verlangen lebte, dem Reiche Christi neue Anhänger zuzuführen und zu erhalten, andere an dem Glück teilnehmen zu lassen, das sie selbst in Christus gefunden hatten. Wie hat sich ihr Eifer im *Apostolat* betätigt?

Es gab endlich Frauen in den urchristlichen Gemeinden, deren Herz und Hände so voll von mütterlicher und schwesterlicher Liebe waren, daß sie nach Gelegenheit suchten, fremde Not zu lindern. Welche Formen fraulicher *Karitas* hat ihre Liebe geschaffen?

Aus diesen drei Tatsachen und den daran geknüpften drei Fragen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß unser Thema auch dem Seelsorger von heute mancherlei zu sagen hat. Es ist zudem ein Ausschnitt aus der Jugendgeschichte unserer geistigen Mutter, der Kirche. Jedes Kind hört gern etwas Näheres aus jenen Tagen, da die Mutter selbst noch jung war. So wird der Priester stets aufmerksame Zuhörerinnen haben, wenn er den Frauen und Mädchen seiner Gemeinde darlegt, wie die Frauen zur Zeit der Apostel sich in den Dienst der Kirche gestellt haben. Es bewahrheitet sich hier noch mehr als auf andern Gebieten der Geschichte:

„Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen.“

(F. W. Weber)

I.

Frau und Gottesdienst.

1. Auf den Wänden der Katakombengrüfte, auf marmornen Sarkophagen und in den Apsiden der ältesten Gotteshäuser begegnen wir öfter dem Bild einer erha-

benen Frauengestalt. Hoch aufgerichtet steht sie da, den Blick emporgewendet, die Hände wie offene Schalen erhoben. Es ist die Orante, das Symbol der Ecclesia Orans. Wie eine jungfräuliche Priesterin lobt sie den Herrn, und wie eine gesegnete Mutter lädt sie ihre Kinder ein, mit ihr Herz und Hände zu Gott zu erheben. In diesem Bilde hat die Urkirche ihrer Überzeugung sichtbaren Ausdruck verliehen, daß es nicht nur die Hauptpflicht der Kirche sei, Gott auf Erden zu verherrlichen und seine Gnade auf die erlöste Menschheit herabzurufen, sondern daß dabei die Frauenseele in hervorragendem Maße beteiligt sei.

Den christlichen Frauen galt es in der Tat von Anfang an als Ehrenpflicht und Herzenssache, in treuer Wahrung ihrer fraulichen Eigenart ihre Kräfte in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß die Mitwirkung der Frau im religiösen Leben damals weiten Kreisen als etwas Neues erschien. War doch die Frauenseele erst durch Christus in ihren heiligsten Rechten, in ihrer Beziehung zu Gott und in der Betätigung der Religion, mündig erklärt worden. Zwar haben auch in den heidnischen Mysterienkulten häufig Frauen eine Rolle gespielt, aber in der Regel weniger als religiöse Persönlichkeiten, sondern als Geschlechtswesen; sie waren mehr Mittel zum Zweck der Anlockung durch Sinnenreiz, als selbstgestaltende religiöse Menschen.

Frauen durften auch beim jüdischen Gottesdienst im Tempel und in der Synagoge zugegen sein, aber nicht aktiv sich beteiligen, außer am gemeinsamen Beten und Singen. Eine Frau sollte nicht aus der Thora vorlesen. Fanden sich zu einer Mahlzeit wenigstens drei Männer ein, so sollten sie das gemeinsame Tischgebet sprechen. Frauen, Sklaven und Kinder zählten dabei nicht mit. Die Gesetzeslehrer stritten darüber, ob eine Frau an Stelle ihres Mannes den Tischsegen sprechen sollte. Während die einen es für erlaubt hielten, erklärten die andern: „Fluch komme über den Mann, dessen Frau und Kinder für ihn den Lobspruch sagen.“ (Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, II, 517.) Für jeden Juden war es Pflicht, täglich ein Gebet zu verrichten, das nach seinem hebräischen Anfangswort „Sch'ma“ genannt wird. Frauen, Sklaven und Kinder waren von dieser Pflicht ausgenommen. — Warum diese Ausnahme? Als Grund wird von den Schriftgelehr-

ten angegeben: „Frauen, Sklaven und Kinder haben einen menschlichen Herrn über sich. Dessen Dienst nimmt ihr Herz so sehr in Anspruch, daß ihnen für den Dienst Gottes Zeit und Kraft fehlt.“ (Strack-Billerbeck, III, 562.) Eine öffentlich betende Jungfrau, eine herumlaufende Witwe und ein schlechter Schüler gehören nach Ansicht der Gesetzeslehrer zu den Dingen, die am Untergange der Welt schuldig sind.

2. So lagen die Verhältnisse für die religiöse Betätigung der Frauen zur Zeit Christi. Aber schon das erste Kapitel der Apostelgeschichte läßt den durch Christus herbeigeführten Umschwung ahnen. Die Jünger sind vom Ölberg, wo der Meister zum Himmel aufgefahren ist, freudig in die Stadt zurückgekehrt und haben sich im Abendmahlsaal zusammengefunden. Die Apostel werden mit Namen genannt. Dann heißt es: „Sie waren einmütig und beharrlich im Gebete vereint mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern“ (Apg 1, 14). In der ersten Gemeinschaft der jungen Kirche werden also die Frauen unmittelbar neben den Aposteln genannt, und zwar in Gebetsgemeinschaft. Sie sind nicht mehr wie Stiefkinder Gottes behandelt.

Hier (Apg 1, 14) wird zum letzten Male die Mutter Jesu in der Heiligen Schrift genannt. Und wie ehrenvoll geschieht es! Petrus hat den Vorsitz in der Versammlung. Maria aber nimmt den Ehrensitz ein. Sie ist das Herz der Familie, in der Petrus das Haupt ist. Ihre Gebete und die Gebete der andern Frauen steigen mit denen der Apostel zum Himmel und rufen den Heiligen Geist herab. Damals haben auch Maria und die Jüngerinnen mitgebetet, daß Gott einen Würdigen auswählen möge, der die Stelle des Verräters im Apostelkollegium einnehmen sollte. So haben sie aktiv mitgewirkt an der Wahl des Apostels Matthias.

Die Gemeinde Jerusalems ist rasch angewachsen. Waren vor Pfingsten 120 Brüder und Schwestern versammelt, so kamen am Pfingstfest durch die Predigt des heiligen Petrus gegen 3000 Bekehrte hinzu. Bald stieg die Zahl der Männer auf 5000 (Apg 4, 4). Da reichte der Abendmahlsaal nicht mehr zur gottesdienstlichen Versammlung aus. Wenn die Christen auch noch immer den Tempel besuchten, um dort zu beten und Gott zu loben (Apg 3, 1), so fanden sie sich doch auch schon unter sich zusammen zum gemeinsamen Gebet, zur Eucharistiefeier und zum Anhören der apostolischen Unterweisung

(Apg 2, 42—47). Die wohlhabenderen Christen stellten dafür ihre Häuser zur Verfügung. Da bot sich gerade den christlichen Hausfrauen eine willkommene Gelegenheit, ihre fraulichen Kräfte in den Dienst der Eucharistiefeier und des gesamten Gottesdienstes zu stellen. Mit dem feinen Empfinden der Frauenseele sorgten sie — wir können es gar nicht anders denken — für eine geschmackvolle, stimmungsvolle Ausstattung des Raumes und der notwendigen liturgischen Gegenstände, der Paramente und Geräte. Was muß das für eine Innigkeit und Hingabe gewesen sein, wenn die Mutter Jesu mit ihren Freundinnen aus Galiläa und Judäa, mit Salome und Johanna, mit Magdalena und Maria Kleophae, mit Martha und Maria von Bethanien, mit Susanna und Maria von Jerusalem den Raum herrichtete und schmückte, in dem dann bei der Eucharistiefeier durch das Wort der Apostel ihr göttlicher Sohn und Meister in Brotgestalt gegenwärtig sein sollte.

Es ist auffallend, wie oft gerade von Frauen berichtet wird, daß sie ihr Haus zum Gotteshaus machten. So von Maria, der Mutter des Evangelisten Markus, in Jerusalem. Wir kennen sogar ihr Dienstmädchen, die treffliche Rhode, die den Apostel Petrus so lange auf der Straße stehen ließ, als er nach der Befreiung aus dem Kerker die Brüder und Schwestern aufsuchte, die sich bei Maria versammelt hatten, um für ihr gefangenes und zum Tode verurteiltes Oberhaupt zu beten (Apg 12, 12 ff.).

Neben Maria von Jerusalem tritt die erste christliche Frau Europas, Lydia von Philippi. Sie war geborene Heidin aus Thyatira in Kleinasien und betrieb in Philippi ein Geschäft mit Purpurstoffen, dem Hauptprodukt ihrer Heimat. Als Proselytin des jüdischen Glaubens verehrte sie den wahren Gott und fand sich am Sabbat mit anderen Frauen an der Gebetsstätte vor der Stadt ein. Dort erschloß ihr die erste Predigt des heiligen Paulus den Weg zu Christus. Nachdem sie mit allen ihren Angehörigen die Taufe empfangen hatte, geschah etwas Eigenartiges: Lydia ging, wie es der Frauennatur entspricht, gleich aufs Ganze. Es genügte ihr bei weitem nicht, nun selber Christin zu sein und ihre Familie christlich gemacht zu haben. Sie wollte viel mehr leisten im Dienste Christi, in dessen Lebensgemeinschaft sie durch die Taufe aufgenommen worden war. Sie erklärte also den Missionären: „Wenn ihr die Überzeugung gewonnen habt, daß ich dem Herrn treu bin, so kommt in mein Haus und

nehmt dort Wohnung“ (Apg 16, 15). Paulus und seine Begleiter Silas und Lukas scheinen Bedenken gehabt zu haben, dieses Anerbieten anzunehmen. Das war ja der bisherigen Stellung der Frau gegenüber etwas Neues. Aber hatte nicht auch der Meister die Gastfreundschaft Marthas und Marias angenommen? Lydia bestand auf ihrer Bitte. So schreibt denn Lukas: „Und sie nötigte uns.“ Lydias Haus ist zur ersten Missionsstation der Apostel in Europa geworden, zum ersten christlichen Gotteshause im Abendlande.

Noch mehrere Frauen nennt das Neue Testament, in deren Haus die junge Kirche sich zum Gottesdienst zusammenfand: Priska, die mit ihrem Gatten Aquila wetteiferte in der Arbeit für Christus (Röm 16, 5); Appia, die Gattin Philemons in Kolossä (Philem 2), sowie Nympha im benachbarten Laodizea (Kol 4, 15).

3. Es konnte nicht ausbleiben, daß einzelne Frauen von den neuen Rechten im religiösen Leben einen verkehrten Gebrauch machten. Sie verwechselten die christliche Freiheit mit Ungebundenheit und setzten sich über Sitten und Gebräuche hinweg, deren Mißachtung die junge Kirche bei den Heiden leicht in schlechtes Licht stellen konnte. Der erste Korintherbrief gibt uns darüber wertvolle Aufschlüsse.

Paulus hatte gelehrt: „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Da gilt nicht mehr Jude oder Heide, nicht mehr Sklave oder Freier, nicht mehr Mann oder Frau. Ihr alle seid einer in Christus“ (Gal 3, 28). Daraus zogen einige korinthische Frauen den Schluß: Also brauchen wir auch nicht mehr mit dem Schleier beim Gottesdienst zu erscheinen, sondern dürfen wie die Männer mit unverhülltem Haupte auftreten. Als sie das taten, entstand Streit und Zwietracht in der korinthischen Christengemeinde. Die Führer wurden nicht mehr Herr. Darum richtete man eine Anfrage darüber an Paulus. Mit aller Schärfe wendet sich der Apostel gegen die Neuerung. Er sieht darin viel mehr als eine nebensächliche Modefrage. Wir müssen nämlich bedenken, daß damals ehrbare Frauen den Schleier trugen, während man die Dirnen daran erkannte, daß sie unverschleiert gingen. Paulus hat also die Ehre und den guten Namen der korinthischen Christinnen verteidigt, als er von ihnen forderte, der Sitte gemäß den Schleier zu tragen. Ist doch der Schleier eines der tiefsten Symbole reinen, unberührten Frauentums. Darum trägt heute noch

die Braut den Schleier, wenn sie mit ihrem künftigen Gatten zum Altare schreitet. Und wenn eine Frauenseele sich ganz dem Herrn schenkt, um ihm zeitlebens jungfräulich zu dienen, so wird der Schleier ihr Ehrenkleid. „Sie nimmt den Schleier“ der Braut Christi und trägt ihn bis zum ewigen Hochzeitstage.

Noch einen Mißstand mußte Paulus im ersten Korintherbrief rügen, ebenfalls aus der Teilnahme und Mitwirkung der Frauen am gemeinsamen Gottesdienste erwachsen. Dabei hat er das oft genannte und viel mißdeutete Wort geschrieben: „Die Frauen sollen in den gottesdienstlichen Versammlungen schweigen“ (1 Kor 14, 34). Was heißt das? Um es zu verstehen, müssen wir uns in einen frühchristlichen Gottesdienst hineinversetzen.

In einem größeren Raume haben sich die Jünger und Jüngerinnen des Herrn versammelt. Alle sind erfüllt von einem heiligen Enthusiasmus. Die Liturgie ist noch nicht in feste Formen gegossen wie heute. Das Gold ist noch flüssig in der ersten Glut der Liebe. Das eigentliche eucharistische Opfer wurde selbstverständlich nur von den Aposteln und den geweihten Priestern dargebracht. Aber der Gottesdienst dauerte stundenlang. Da tat jeder mit. Der Heilige Geist rüstete viele mit besonderen Gnadengaben aus, den sogenannten Charismen. Von innerer Erleuchtung getrieben, erhoben sich die einzelnen Begnadeten und rissen alle mit sich fort in heiliger Begeisterung, so sehr, daß Paulus genaue Vorschriften erlassen mußte zur Wahrung der Ordnung. Sonst drohte statt der Erbauung Verwirrung. Auch Frauen ergriffen in solch ekstatischer Begeisterung das Wort beim Gottesdienst. Der Apostel verwehrt es ihnen nicht, fordert nur, daß sie dabei sittsam bleiben und den Schleier tragen (1 Kor 11, 2—16).

Die gottesdienstliche Versammlung diente aber auch zur Unterweisung der Gläubigen. Da wurden Fragen gestellt und beantwortet; da wurden Probleme aufgeworfen und lebhaft diskutiert. Diskutieren und Disputieren war ja gerade bei den Griechen eine Leidenschaft. Und hierbei war es, daß sich einige Frauen allzu sehr mit ihrem Reden vordrängten. Sie verwechselten persönliches Geltungsbedürfnis und ungezügelter Neugier mit religiösem Eifer; sie vergaßen, daß in einer Gemeinschaft das eigene Ich zurückzutreten hat, um das gemeinsame Wohl zu fördern. Ihnen hält der Apostel das Schweigegebot entgegen und fügt hinzu: „Wollen sie sich aber unterweisen las-

sen, so mögen sie daheim ihre Männer fragen; denn es schickt sich nicht für eine Frau, beim Gottesdienst zu reden“ (1 Kor 14, 35). Wer so die Stelle in ihrem wahren Sinn erfaßt, wird kaum begreifen, daß heute noch katholische Frauen, wie Frau Dr Emanuele Meyer und Ilse von Stach, den Apostel Paulus als engherzigen Bekämpfer heiligster Frauenrechte hinzustellen suchen, weil er jene Sätze geschrieben hat.

Ähnlich lagen einige Jahre später die Dinge in der kleinasiatischen Metropole Ephesus. Paulus wiederholt deshalb für die dortigen Frauen das Redeverbot (1 Tim 2, 11–12). Aber auch hier denkt er nur an das öffentliche Lehren der Frau beim Gottesdienst, an das „Lehren von der Kanzel herab“, wie wir heute sagen würden.

II.

Frau und Apostolat.

1. Kein anderer hat so weitschauend und so großzügig von Anfang an die Frauen zur Mitarbeit in der Ausbreitung des Evangeliums herangezogen wie der Apostel Paulus. Wenn er auch darauf verzichtete, eine christliche Mitschwester mit sich zu nehmen auf den apostolischen Missionsreisen, wie Petrus und die anderen Apostel es taten (1 Kor 9, 5), so lag der Grund dafür nicht in irgendwelcher Geringschätzung fraulicher Leistungen, sondern in seiner persönlichen Anspruchslosigkeit.

Als feiner Menschenkenner wußte Paulus, daß der Schöpfer gerade in die Frauenseele Kräfte und Anlagen hineingelegt hat, die sie in besonderem Maße zum Apostolat befähigen. Die stärkere Liebeskraft, das leichtere Einfühlen in die Lage der andern, mit einem Wort: ihre Mütterlichkeit, macht sie helllichtiger für fremde Not, regsamer für die notwendige Kleinarbeit, erfinderischer für Mittel und Wege zur Rettung anderer.

Man sagt oft, eine Frau könne nichts für sich behalten; und man macht ihr daraus einen Vorwurf. Nicht selten ist es wirklich eine Schwäche. Kann es nicht auch eine Tugend sein, eine für das Apostolat überaus nützliche Anlage? Oder war es ein Fehler, daß die Samariterin vom Jakobsbrunnen fortlief, um allen ihren Mitbürgern Kunde zu bringen von der großen Offenbarung, die sie empfangen hatte? War es ein Fehler, daß die alte Prophetin Anna von dem göttlichen Kinde zu allen sprach, die auf Israels Erlösung harrten? Ist Magdalena

nicht zur ersten Botin der Auferstehung geworden, als sie in die Stadt zurücklief und den Aposteln meldete, das Grab Jesu sei leer? Sie trägt den Ehrentitel „Apostolin der Apostel“ und ist die einzige Frau neben der Mutter Gottes, an deren Fest in der heiligen Messe das Kredo gebetet wird. Aus ihrer Mütterlichkeit heraus will die Frau andere an dem Glück und der Gnade teilnehmen lassen, die sie selbst gefunden hat.

Diese wertvollen Anlagen der Frau suchte die Urkirche von den ersten Tagen an in den Dienst des Evangeliums zu stellen. Nicht so etwa, daß sie Frauen mit amtlichem Lehrauftrag in die Welt hinausgesandt hätte. Damit hätte sie den Frauen selbst und der Sache des Christentums mehr geschadet als genutzt. Es gab genug Aufgaben zu lösen, die viel mehr der Frauennatur entsprachen. Da galt es zunächst für die Christin, im Kreise der Familie durch ihr lebendiges Vorbild zu wirken. Hier war sie der Sauerteig, der nicht ruht, bis er die ganze Masse des Mehles erfaßt und umgewandelt hat. Der heilige Petrus hat von diesem stillen Wirken der christlichen Frauen viel erwartet, sogar mehr als von der Predigt der Missionäre. Er schreibt nämlich an die Christinnen der Diaspora in Kleinasien: „Ebenso sollt ihr Frauen euren Männern euch unterordnen. Dann werden auch solche Männer, die dem Worte nicht gehorchen (die noch nicht christlich sind oder von den Missionären nichts wissen wollen), durch den Wandel ihrer Frauen ohne Predigt gewonnen werden, wenn sie euren gottesfürchtigen, untadeligen Wandel sehen. Euer Schmuck sei nicht äußerlich: Haargeflecht, goldenes Geschmeide und reiche Kleiderpracht; es sei vielmehr der innerliche Herzensmensch mit einem allzeit sanften und ruhigen Gemüt. Das ist kostbar in Gottes Augen“ (1 Petr 3, 1—5). Mit dieser Verordnung hat der erste Papst jene Leitsätze festgelegt, die für die einfache Kleidung der Klosterfrauen maßgebend geworden sind.

2. Der enge Kreis der Familie sollte jedoch nicht das einzige Missionsgebiet für das Frauenapostolat bleiben. Auch darüber hinaus wirkte die priesterliche Frau für Christi Reich. Als echte Ancilla Domini stellte sich manche ganz in den Dienst des Evangeliums, in demütiger Unterordnung unter die Apostel und ihre Nachfolger.

Anfangs wurden die Gehilfen beiderlei Geschlechtes mit dem Titel Diakonos bezeichnet. Erst später hat man, um Verwechslungen zu vermeiden, die weibliche Form

Diakonisse = Gehilfin gebildet. Diesen Titel hat der Protestantismus wieder aufgegriffen, nachdem er im Mittelalter außer Brauch gekommen war. Den Ehrentitel Schwester und Bruder trugen in der Urkirche alle Christen als Kinder der großen Gottesfamilie. In den Briefen des heiligen Paulus wird auch der Titel Witwe als amtliche Bezeichnung weiblicher Seelsorgshelferinnen gebraucht. Weil aber auch Frauen, die nie verheiratet waren und nicht zu heiraten gedachten, in apostolischem Eifer mitarbeiteten, so wurde der Titel Witwe nach und nach durch den Titel Diakonisse verdrängt.

Die apostolischen Mitarbeiterinnen hatten mancherlei Aufgaben zu erfüllen. Einem fremden Manne wäre nie der Zutritt zu den Frauengemächern der orientalischen und griechischen Welt gestattet worden. Darum wurden Frauen zu Missionärinnen ihrer Mitschwester. Auch bei Spendung der heiligen Sakramente an Frauen unterstützten sie den Priester, vor allem bei der Taufe, die ja durch Untertauchen gespendet wurde. Wir besitzen Zeugnisse dafür, daß diese Gehilfinnen sogar den kranken oder gefangenen Frauen die heilige Kommunion brachten. Durch eine besondere Weiheformel und die Handauflegung des Bischofs wurden sie aus dem Laienstande herausgehoben und rechneten zu den Klerikern. Aber niemals haben sie eigentliche priesterliche Funktionen verrichtet.

In den „Apostolischen Konstitutionen“ wird dem Bischof folgende Anweisung gegeben: „Wähle dir auch eine treue und heilige Diakonisse für die Dienstleistungen an den Frauen. Es kann nämlich der Fall eintreten, daß du mit Rücksicht auf die Ungläubigen in manche Häuser keinen Diakon zu den Frauen schicken kannst. Darum sollst du, um Verdächtigungen zu vermeiden, eine Diakonisse damit beauftragen. Wir haben ja für viele Verrichtungen eine weibliche Hilfe nötig“ (Apostol. Const. 3, 15). Wenn diese Schrift in ihrer heutigen Gestalt auch aus späterer Zeit stammt, so enthält sie doch viel altes Überlieferungsgut.

Im Titusbriefer legt der heilige Paulus dem jungen Bischof von Kreta ein herrliches Programm für die Mitarbeit der älteren Frauen in der Gemeinde vor, wobei er nicht nur an die beamteten Witwen und Diakonissen denkt, sondern an die in gesetzterem Alter stehenden Christinnen überhaupt: „Ebenso sollen die älteren Frauen sich einer Haltung befleißigen, wie sie Heiligen geziemt;

sie seien nicht klatschsüchtig, nicht übermäßigem Weingenuß ergeben, vielmehr Lehrerinnen alles Guten. Sie sollen die jüngeren Frauen anleiten, ihre Männer und Kinder lieb zu haben, züchtig und keusch zu sein, gute Wirtschaftserinnen, gütig, ihren Ehemännern untertan, damit das Wort Gottes nicht gelästert werde“ (Tit 2, 3—5). Vor dem übermäßigen Weingenuß wird besonders gewarnt, weil die Trunksucht ein Nationallaster der Kretenser war.

Wer diese Stelle durchdenkt, ist überrascht von der Fülle modernster Ideen. Die Begriffe Laienapostolat, Katholische Aktion, Eheberatung und Mütterberatung, Führerinnenbildung, Hauswirtschaftslehre und dergleichen sind keine Erfindungen der Gegenwart. Schon die Urkirche hat sie gekannt und vielleicht weniger davon geredet, aber danach gehandelt. Daß uns vieles so neu vorkommt, beweist nur, wie wenig wir uns auskennen in der Heiligen Schrift.

Die Laienapostel und Seelsorgshelferinnen arbeiteten unter Leitung der kirchlichen Obern. Beim Bischof hatten sie sich zu melden. Waren sie tauglich, so wurden ihre Namen in ein Verzeichnis eingetragen. Das setzt eine gewisse Organisation voraus.

3. Wenn uns in der ältesten Zeit vor allem ältere Frauen und Witwen als weibliche Laienapostel begegnen, so ist das nicht auffällig. Jungfräulichkeit als Lebensstand war erst durch Christus zum Ideal erhoben worden. Das Mädchen wurde meist sehr früh, mit etwa 14 Jahren, verheiratet und hatte dann zunächst im eigenen Haushalt die Hände voll Arbeit, zumal Kinderreichtum damals der Stolz jeder christlichen Mutter war. Es war darum noch nicht in der ersten christlichen Generation eine solche Zahl jungfräulicher Menschen da, daß hauptsächlich aus ihren Reihen die apostolischen Mitarbeiter hätten gewonnen werden können.

Mit jungen Witwen hat der heilige Paulus anfangs keine guten Erfahrungen gemacht im Dienste der kirchlichen Gemeinde. Sie waren innerlich noch zu wenig gefestigt, um den Opfern und Gefahren des Laienapostolates gewachsen zu sein. Ihre Begeisterung für den Beruf hielt nicht an. Paulus gibt darum dem Bischof von Ephesus folgenden Rat, der von ebenso großer Menschenkenntnis wie nüchterner Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse zeugt: „Jüngere Witwen weise ab (wenn sie sich zum Apostolat melden). Wenn sich nämlich im Wider-

spruch mit der Hingabe an Christus die sinnliche Begierde regt, wollen sie wieder heiraten. So machen sie sich schuldig, weil sie ihre erste Treue gebrochen haben. Zugleich gewöhnen sie sich ans Nichtstun, laufen in den Häusern umher und gehen nicht nur müßig, sondern werden klatschsüchtig und vorwitzig, wobei es nicht ohne unpassende Reden abgeht. Es ist darum mein Wille, daß jüngere Witwen wieder heiraten, Mutter werden, den Haushalt leiten und dem Widersacher keinen Anlaß zu übler Nachrede geben. Manche sind nämlich schon vom rechten Wege abgeirrt und dem Satan nachgefolgt“ (1 Tim 5, 11—15).

Um ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen, verlangt Paulus, daß eine Frau wenigstens 60 Jahre alt sei, wenn sie in das Verzeichnis der amtlichen Gemeindegewerksinnen aufgenommen werden wollte. Auch sollten solche abgewiesen werden, die mehr als einmal verheiratet waren (1 Tim 5, 9).

Die Altersgrenze erscheint uns außergewöhnlich hoch. Sie muß aus den Zeitverhältnissen heraus verstanden werden und konnte bald herabgesetzt werden. Wenn auch zunächst noch in geringer Zahl, den Grund dafür lernten wir bereits kennen, so waren doch schon in der apostolischen Zeit neben den Witwen Jungfrauen, die aus Liebe zu Gott auf die eigene Familie verzichteten, als Seelsorgshelferinnen und Laienapostel tätig. Ignatius von Antiochien spricht einmal von „Jungfrauen, die auch Witwen heißen“ (Smyrn 13). In der Apostelgeschichte werden rühmend die vier Töchter des Diakons Philippus erwähnt. „Sie waren Jungfrauen und hatten die Prophetengabe“, schreibt der heilige Lukas (Apg 21, 9). Das bedeutet nicht, daß sie noch jung und unverheiratet waren, sondern daß sie das Jungfräulichkeitsideal für immer erwählt hatten und als Prophetinnen im Dienste der Gemeinde von Caesarea standen. Die Prophetengabe gehörte zu den außerordentlichen Gnadengaben des Heiligen Geistes und befähigte den Menschen, die christlichen Glaubenswahrheiten tiefer zu erfassen und überzeugender zu lehren. Weil der Vater der vier Schwestern „Evangelist“ = Missionär genannt wird, so haben ihn seine Töchter wahrscheinlich in der Unterweisung der Frauen unterstützt. Diese vier Jungfrauen, die im Hause ihres Vaters ein gottgeweihtes Leben führten und zugleich in der Gemeinde als Helferinnen wirkten, bildeten die älteste klosterähnliche Frauengemeinschaft, die uns

in der Geschichte der Kirche bekannt ist. Sie sind, wie schon Hieronymus bemerkt, das Vorbild der vielen jungfräulichen Seelen geworden, die später in den Klöstern Gott dienten. Es ist bedeutsam, daß dieses erste christliche „Frauenkloster“ sich der Mitarbeit in der kirchlichen Gemeinde gewidmet hat.

In Philippi, der Lieblingsgemeinde des heiligen Paulus, hat das Zusammenwirken zweier Frauen für das Evangelium zu einem Konflikt geführt. Der Vorfall ist lehrreich und gibt uns immerhin die tröstliche Gewißheit, daß sogar ein Apostel Paulus es nicht verhüten konnte, daß menschliche Armseligkeiten beim Dienste der Frauen in der Ausbreitung und Festigung des Reiches Gottes vorkamen. Evodia und Syntyche heißen die beiden christlichen Schwestern. Paulus stellt ihnen ein überaus ehrenvolles Zeugnis aus: „Sie haben mit mir zusammen um das Evangelium gekämpft, ebenso wie Klemens und meine anderen Mitarbeiter, deren Namen im Buch des Lebens stehen“ (Phil 4, 3). In der vordersten Front also haben diese Frauen wie die Männer um den Sieg der Sache Christi gerungen. Wie es dann kam, daß sie uneins wurden, wissen wir nicht. Ob etwas wie Eifersucht mitsprach? Keine wollte nachgeben. Paulus ermahnt sie zur Eintracht und verwendet dafür, um nur ja keine zu verletzen, zweimal hintereinander dasselbe Wort. Er war aber ein viel zu guter Menschenkenner, als daß er erwartet hätte, diese Mahnung allein genüge zum endgültigen Friedensschluß. Deshalb bittet er seinen „bewährten Genossen“ — es ist wohl der Bischof von Philippi gemeint —, er möge sich der beiden annehmen. Wir erfahren nicht, wie die Sache ausgegangen ist, dürfen aber unterstellen, daß Evodia und Syntyche bald wieder in schwesterlicher Liebe und Einigkeit zusammenarbeiteten.

4. Die herrlichste Ehrenurkunde für das Apostolat der Frau in der Urkirche ist das 16. Kapitel des Römerbriefes. Die eingehende Erklärung dieses Abschnittes müßte zum eisernen Bestand des Lehrstoffes für die Religionsstunde an höheren Mädchenschulen gehören; denn da spürt man den Pulsschlag urchristlichen Lebens. Paulus nennt nicht weniger als acht oder neun Frauen der römischen Christengemeinde, denen er seinen besonderen Gruß von Korinth her entbietet, zum Teil unter den ehrenvollsten Auszeichnungen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß Paulus, als er den Brief schrieb, noch nie

in Rom war. Die genannten Frauen müssen ihm also im Orient oder in Griechenland als apostolische Mitarbeiterinnen bekannt geworden sein. Ein enges Band familienhafter Verbundenheit schlang sich um die jungen Christengemeinden im Morgenland und Abendland, und es muß eine gewisse Freizügigkeit unter ihnen geherrscht haben.

Zuerst stellt Paulus einer christlichen Schwester aus der östlichen Hafenstadt von Korinth ein herzliches Empfehlungsschreiben aus. Sie scheint in geschäftlichen Angelegenheiten nach Rom gereist zu sein und dabei den Brief des Apostels an die Römer mitgenommen zu haben. „Ich empfehle euch“, schreibt er, „unsere Schwester Phöbe. Sie ist Diakon der Gemeinde von Kenchreä. Nehmt sie auf im Herrn, wie es sich für Heilige gebührt, und steht ihr hilfreich bei in allen Angelegenheiten, in denen sie etwa eurer bedarf. Ist sie doch auch selbst vielen eine Schutzpatronin geworden, auch mir persönlich“ (Röm 16, 1–2).

Phöbe ist also beamtete Gemeindehelferin gewesen. Die Hafenstadt mit ihren sittlichen Gefahren, ihrer fluktuierenden Bevölkerung, ihrer Mischung von großem Reichtum und bitterer Armut, gaben ihr mannigfache Gelegenheit, den Christen durch ihr Ansehen und ihr Vermögen zu helfen, aber auch manchem Heiden den Weg zu Christus zu zeigen, wenn er sich in seiner Not an „Schwester Phöbe“ wandte. Paulus selbst zählt sich zu den vielen, denen sie „eine Schutzpatronin“ geworden ist. Dieser Ehrentitel begegnet uns bis dahin in der griechischen Literatur nur für Männer, die in den Kultvereinen eine entsprechende Rolle spielten. Wir dürfen in dieser Frau die Patronin der christlichen Auswanderer- und Seemannsfürsorge erblicken.

Paulus entbietet seinen ersten Gruß einem Ehepaar, das in der apostolischen Zeit Vorbildliches geleistet hat und wiederholt in den neutestamentlichen Schriften erwähnt wird. Wenn er dabei die Frau vor dem Manne nennt, so ist das nicht etwa eine Höflichkeitsform, sondern wirkliche Auszeichnung; denn in dieser Familie ist die Frau Führerin gewesen.

„Grüßet Priska und Aquila, meine Mitarbeiter in Christus Jesus. Sie haben für mein Leben ihren Hals eingesetzt. Ihnen sage nicht nur ich, sondern alle heidenchristlichen Gemeinden Dank. Grüßet auch die Gemeinde in ihrem Hause.“ Priska und Aquila waren Zunftgenos-

sen des heiligen Paulus und lebten wie er von Zelttuchweberei oder Verarbeitung von Zelttuch. Bald finden wir sie in Korinth, nachdem sie wegen ihrer Religion aus Italien ausgewiesen worden waren (Apg 18, 2), bald in Ephesus (Apg 18, 18 ff.; 1 Kor 16, 19), bald in Rom (Röm 16, 3), dann wieder in Ephesus (2 Tim 4, 19), überall unermüdlich und unerschrocken für Christus tätig. Priska war nicht nur eine fromme, sondern auch eine geistig sehr hochstehende Frau. Sie fand mit ihrem Manne bald heraus, daß der Missionär Apollos aus Alexandrien trotz seiner akademischen Bildung nur unvollkommene Kenntnisse in der Lehre Jesu besaß, als er in Ephesus zu predigen begann. Bei Priska und Aquila hat dann dieser hochgebildete Rhetor Privatunterricht in den Glaubenswahrheiten erhalten. Harnack hat sogar den Nachweis versucht, Priska sei die Verfasserin des Hebräerbriefes. Wann das heilige Ehepaar für Paulus das Leben eingesetzt hat, wissen wir nicht näher, aber der heilige Johannes Chrysostomus ruft begeistert aus: „Was gibt es Größeres, was kommt dem gleich, dem Paulus eine Stütze gewesen zu sein, den Lehrer des Erdkreises mit eigener Gefahr gerettet zu haben.“ Um dieser Ehre willen preist er Priska höher als alle Königinnen ihrer Zeit (31. Homilie zum Römerbrief).

„Grüßet die Maria“, fährt der Apostel fort, „die sich viel Mühe um uns gab“. Dazu bemerkt wieder Chrysostomus: „Also nicht allein um sich hat sie sich viel Mühe gemacht, nicht bloß um die eigene Tugend, was viele Frauen auch jetzt tun, indem sie fasten und auf der bloßen Erde schlafen, sondern auch um andere. Apostel- und Evangelistenarbeit hat sie geleistet“ (32. Homilie zum Römerbrief).

„Grüßet Tryphäna und Tryphosa, die sich abrackern im Herrn. Grüßet Persis, die liebe, die sich viel Mühe gab im Herrn. Grüßet den Rufus, den Auserwählten im Herrn, und seine Mutter, die auch meine Mutter ist.“ Welche Zartheit und Herzlichkeit liegt in diesen Worten des Völkerapostels, der wahrhaftig kein rührseliger Mensch gewesen ist; aber an der Mutter des Rufus hängt er und liebt sie, wie ein Kind an seiner Mutter hängt und sie liebt.

„Grüßet den Philologus und die Julia, den Nereus und seine Schwester, den Olympas und alle Heiligen, die bei ihnen sind.“

Wenn wir über das Apostolat der Frau zur Zeit der Apostel nichts anderes wüßten, als was ausdrücklich in dieser Grußliste steht und was zwischen den Zeilen zu lesen ist, so genügte das, um uns staunen zu lassen über den Aktivismus, der da bezeugt ist. Es wäre Grund genug für die Christinnen der Gegenwart, dafür Sorge zu tragen, daß dieser apostolische Geist nicht aus ihren Reihen schwindet.

(Schluß folgt.)

Familienseelsorge.

Von Dr P. Peter Schmitz S. V. D., St. Gabriel, Mödling bei Wien.

I. Letzte Dinge um Liebe, Ehe und Familie.

Wenn wir uns als Seelsorger vom Religiösen her um Liebe, Ehe und Familie bemühen, dann müssen wir das Tiefste und Innerste bieten können, das aus der Fülle des Gottesglaubens und des katholischen Glaubensgutes gesagt werden kann; dann müssen wir auch zum Letzten und Äußersten vordringen, von wo aus wir die Kräfte zur Gestaltung der Lebensaufgaben, die mit diesen menschlichen Gegebenheiten verbunden sind, beziehen können. Wir dürfen nicht mehr an der Oberfläche haften bleiben, sondern müssen uns bis auf den untersten Grund versenken. Das christliche Volk muß diese Dinge aus göttlicher und übernatürlicher Schau sehen und werten lernen.

Die grundlegende Gesundung des Ehe- und Familienlebens, wie auch die Hebung der Sexualmoral im allgemeinen kann im christlichen Kulturkreis auf die Dauer nur bewerkstelligt werden, wenn wir Liebesleben, Ehe und Familie auf ihre letzte Quelle, auf den Herrgott zurückführen und als solche im Bewußtsein des christlichen Volkes verankern. Dazu kommt noch als ureigenstes Merkmal des Christentums, daß alles, was an natürlichen Tatsächlichkeiten damit zusammenhängt, in die Übernatur erhoben ist, in die der ganze Mensch durch Christus hineingestellt ist. Auch diese Seite der Natur muß in ihrer Verklärung und Vollendung durch Christus aufgewiesen werden. Darin schlummern dann die mächtigsten Antriebskräfte, die zur Erfüllung des göttlichen Willens auch auf diesen Lebensgebieten anspornen.

Wir greifen deshalb den Ruf unseres Heiligen Vaters auf, der gerade für unsern Problemkreis die Losung ausgegeben hat: „Zurück zu den Gedanken Gottes!“